

**Brenda Navarro: *Ceniza en la boca* (dt. *Asche im Mund*),
Sexto Piso, 2022, Leseprobe S. 15-24.**

Übersetzung aus dem Spanischen von Sabine Giersberg

Ich habe es nicht mit eigenen Augen gesehen, aber es kommt mir so vor, es hämmert in meinem Schädel und lässt mich nicht schlafen. Immer dasselbe Bild: Diego fällt und sein Körper schlägt krachend auf dem Boden auf. Dann wache ich auf und denke, dass es nicht mir passiert ist und auch nicht Jimena oder Marina oder Eleonora: Es ist Diego passiert. Und immer wieder das Geräusch, wie ein Schlag, wie berstendes Glas, das sich plötzlich, unvermittelt, ohne Vorankündigung in einen Sandsack drückt. Dumpf, schwer, ein Zusammenprall von Rippen, Lungen und Asphalt. So: Bumm. Nein, so: Buuum. Nein: Bums. Nein: Rumps. Nein: Klatsch, patsch, ptschsch ... Und ein Echo. Es gibt keinen Klang, der das Geräusch beschreiben könnte, das man hörte. Ein am Boden zerschellender Körper. Diego, der in einem Knall aufgehen und die Musik seines Körpers unterbrechen wollte. Der uns auf diese Weise zurücklässt, für immer unfertig zwischen uns. Sternensplitter.

Ich habe es nicht mit eigenen Augen gesehen. Und unsere Mutter auch nicht. Wir waren beide weit weg. Unsere Mutter noch mehr als ich, denn sie war schon weit weg von uns, bevor Diego sich umbrachte. Neun Jahre war unsere Mutter weg von zu Hause.

Als Diego fünf war, dachte er, unsere Mutter sei im Himmel; wenn ein Flugzeug vorbeiflog, sagte er: Schau mal, das ist Mama im Himmel. Das ist doch nicht Mama, du Dummkopf, erwiderte ich, aber Diego ließ sich nicht davon abbringen; er winkte ihr nach und erzählte es ihr, wenn sie anrief: Mama, hast du gesehen, wie ich dir gestern Abend zum Abschied zugewinkt habe. Und meine Mutter: Na klar habe ich das gesehen. Und was hast du gerade gemacht? Ah, ich habe dir zugesehen. Wenn ich mitbekomme, dass wir das Haus überfliegen, schaue ich hinaus und winke dir zum Abschied. Hast du

gesehen, dass ich dir auch gewinkt habe? Und Diego grinste und zeigte dabei seine Zahnlücken und sagte: Ja, klar habe ich dich gesehen.

Und du willst Pilot werden, um zusammen mit Mama im Himmel zu arbeiten? Nein, ich möchte allein fliegen, ohne Flugzeug: nur ich, in der Luft, ohne Hülle. Aber das geht nicht. Doch, das geht. Nein, das geht nicht. Doch, das geht. Nein, Diego, man kann nicht fliegen. Kann man doch. Und Diego konnte es für sechs Sekunden. Zumindest behauptete der Nachbar von gegenüber, so hätte es die Uhr des Telefons angezeigt, als er seine Frau fragte, ob sie die Polizei anruft. Sechs Sekunden. Du konntest tatsächlich fliegen, Diego, sechs Sekunden. Aus dem fünften Stock auf den Bürgersteig. Sechs Sekunden, Bruderherz. Du kannst alles.

Ob du wohl an mich denkst? Ja? Nein, Diego, du denkst nicht an mich, du bist tot.

Also gut, setz dich. Du musst jetzt eine starke Frau sein, du bist doch schon eine Frau, nicht wahr? Ja, das bist du. Ich werde fortgehen und ihr bleibt hier, aber nicht für immer. Nichts ist für immer, wie gesagt: Es ist nur für kurze Zeit, dann kommt ihr nach und alles wird gut. Jetzt mach nicht so ein Gesicht, das ist genau das Gesicht, das ich nicht sehen will. Musst du denn immer weinen? Ich werde fortgehen, weil, was soll ich hier schon? Ja, ich weiß, das habe ich das letzte Mal auch gesagt, aber das kannst du nicht vergleichen. Es war einfach anders. Du warst anders, und ich auch. Aber weißt du, was gleichbleibt? Genau, dass du jeden Tag was zu essen hast. Verstehst du? Natürlich verstehst du das, du verstehst es genau. Hast du mal an Diego gedacht? So klein, hilflos und gutmütig. Schau ihn dir doch an. Du bist in seinem Alter schon allein spielen gegangen, aber er ist so unselbstständig, wie sein Vater, genau wie er, nein nicht genauso, denn wir werden ihn anders erziehen, nicht wahr? Eben, da kommst du ins Spiel. Das geht nicht anders, auf wen kann ich mich denn sonst verlassen? Auf meine Mutter? Auf deinen Opa? Ich muss mich auf dich verlassen und du dich auf mich. Und hör auf die Leidende zu spielen, die nicht weiß, was man von ihr will. Vielleicht weißt du das nicht, keiner weiß das, so geht es uns allen. Du wirst mir helfen, denn du hilfst dir selbst am besten, wenn wir uns gegenseitig unterstützen. Was du heute tust, was du heute entscheidest, wird dir morgen helfen. Ist es nicht so?

Und deswegen wirst du kein Theater machen, du wirst schön ruhig bleiben und dir jeden Morgen sagen, dass uns nur das weiterbringt. Oder willst du den Rest deines Lebens so verbringen, in diesem Zimmer, in diesem Haus, in dieser Stadt? Das willst du nicht, nein, auch wenn du das glaubst.

Ich habe nicht reagiert, nicht geweint, weder Ja noch Nein gesagt. Meine Mutter und ihre Selbstgespräche, meine Mutter, wie sie leibt und lebt. Und sie verschwand. An einem Montagmorgen, während Diego schlief. Psst, sei leise, du wirst ihn noch aufwecken. Ich sah sie böse an, sehr böse, als könnte mein Blick ihr all das sagen, was ich mich nicht auszusprechen traute. Ich hasse dich, du hasst mich, wir hassen uns, du hasst meinen Bruder, dass er dich nicht schlafen lässt, du hasst einfach alles: du hasst dich selbst und meine Großeltern und deinen toten Mann und mich. Du hasst mich und deswegen lässt du deinen Sohn bei mir zurück, deswegen tust du so scheinheilig, in Wahrheit siehst du dich längst im Flugzeug sitzen, du sitzt schon drin, du blöde Kuh, du sitzt schon drin. Ganz europäisch, weltgewandt, im Abflug. All das sagte ich ihr mit dem Blick, doch ich presste die Lippen aufeinander, mit einem Knoten im Magen, als wollten sich die Lippen mit den Eingeweiden verbinden und eins werden und Goro-Goro aus mir machen.

Gib mir einen Kuss, sagte sie, und drückte ihre Wange an meine, und sie fühlte sich kalt, aber weich an. Meine Mutter fror immer. Sie war so dünn und unterzuckert, dass ihr Körper immer kalt war, und vermutlich auch ihr Herz, dachte ich. Mach schon, forderte sie und hielt mir wieder die Wange hin, machte einen Schmatzer in die Luft und verzog das Gesicht. Sie streichelte meine Schulter und sah mir fest in die Augen: Wir sehen uns wieder und du kommst mit Diego zu mir nach Madrid, dann wird alles anders. Besser. Ja? Und dann war sie verschwunden ... Ich bemerkte, dass sie ihre Lieblingsohrringe vergessen hatte und wollte ihr nachrennen, um sie ihr zu geben, aber das Taxi war schon fort. Als ich anfangen wollte zu weinen, kam Diego mir zuvor, und ich lief zu seinem Bett und nahm ihn hoch; ich war ihm dankbar, dass er noch klein war und keine Fragen stellte.

Es war nicht nur für kurze Zeit, Mama. Es waren neun lange Jahre. Das sagte ich zu ihr, als sie sich einredete, dass das Leben ihr übel mitgespielt hatte. So lange, wie man eben braucht. Oder glaubst du vielleicht, der König

von Spanien empfängt dich am Flughafen und sagt: Hallo, herzlich willkommen, wie geht's, nur hereinspaziert, genau auf dich haben wir gewartet? Nein. Es war nicht lang, manch einer braucht deutlich länger, nicht alle schaffen das, so ein Flug kostet viel Geld. Oder glaubst du vielleicht, man sagt sich: Ach, ich verzichte, während die anderen sich von den Euros, die ich schicke, ein schönes Leben machen? Glaubst du vielleicht, ich weiß nicht, dass ihr mich ausgenutzt und erpresst habt, weil ich weit weg war und deshalb zu allem Ja und Amen gesagt habe?

Du hast nicht zu allem Ja gesagt, Mama. Du hast immer Nein gesagt, wenn wir dich gebeten haben, uns an Weihnachten besuchen zu kommen. Du bist nicht gekommen, aber du bist verreist und hast dir Spanien angeschaut, während wir darauf gewartet haben, dass Diego einschliefe, der unruhig war, weil du vergessen hast, ihn anzurufen. Du hast nicht zu allem Ja gesagt, Mama, wie oft habe ich dich gebeten, mit meinen Freundinnen ausgehen zu dürfen, und du hast mich die ganze Zeit kontrolliert und mir Nachrichten geschickt, du wolltest ständig wissen, wo ich war, und ich habe geantwortet, du sollst mich in Ruhe lassen, zwischen uns liegen mehr als elftausend Kilometer und trotzdem sitzt du mir andauernd im Nacken. Und du hast gesagt, nein, du würdest mich nicht in Ruhe lassen, weil in Mexiko Frauen entführt, vergewaltigt und getötet werden, deshalb würdest du uns zu dir holen. Ach was.

Und hat man dich vergewaltigt, entführt, hat man dich im Río de los Remedios gefunden, stand dein Name in der Zeitung? Nein. Du bist quicklebendig. Immer dieselbe Leier. Und sie warf sich heulend aufs Bett, wie Diego, als er fünf Jahre alt war und ich mich um ihn kümmern musste. Ich sagte, er solle sich beruhigen, er müsse baden, und er forderte mich heraus und sagte, ich sei nicht seine Mutter, und hörte nicht auf zu weinen, bis ich es leid war und ihm Süßigkeiten anbot; dann veränderte sich sein Blick und er sagte, na schön, aber warum solle er sich waschen, wenn er sowieso wieder schmutzig würde. So benahm sich meine Mutter: Wie lange, wie lange? Wie lange hatte ich ihn denn? Es war tatsächlich nicht lange: Sie hatte Diego keine zweitausend Tage um sich. Drei Jahre nach seiner Geburt und die Zeit in Madrid. Fünf Jahre hatte meine Mutter ihn um sich gehabt. Aber dass das Leben ihr übel mitgespielt hatte, kaufte ich ihr nicht ab. Meine Mutter mochte noch so eine gute Mutter, das beste und fleißigste Hausmädchen sein, aber

das Leben hatte ihr nicht übel mitgespielt, weder was Diego noch was Spanien oder mich anbetraf.

Natürlich hatte sie ein schweres Leben. Nicht wie Tante Carmela, die ausgehalten, verwöhnt und mit Luxus überhäuft wurde. Nicht wie Großmutter, die kein gutes Haar an ihrem Mann ließ, ihm aber Mole und Blattgemüse zubereitete, wenn er es verlangte, und erklärte, das sei Liebe. Nein, innerhalb der Familie war meine Mutter das hässliche Entlein, ohne jede Anmut, unscheinbar. Nicht wie ihre Schwester, die alle für eine Gringa hielten, oder Tante Margarita, die Frau meines Onkels, die enganliegende Leggings trug, damit jeder ihren runden Hintern sah. Nein, meine Mutter hielten alle echt für hässlich: große breite Nase, dunkle Haut, fleischige Lippen ohne jede Form. Klein und dünn. Ihre Stimme, ihr Sinn für Humor, einfach hässlich wie alles andere. Deshalb freuten sich alle und wollten feiern, als sie heiratete und später Diego bekam. Wir alle wollten sie in Weiß sehen: Das war ihr Moment. Wir sangen und tanzten und steckten ihr Blumen ins Haar, mein Großvater nahm einen Kredit auf, und wir stellten im Patio Tische und Stühle und ein weißes Zelt auf und meine Großmutter bestellte Carnitas de Michoacán und stellte eine Frau an, die auf dem Comal Tortillas buk, während sie selbst sich um die Saucen kümmerte und Chilis schmorte und dafür sorgte, dass die Musik laut schallte und alle mitbekamen, dass ihre Tochter heiratete. Und erst der Bräutigam, was für ein Mann, sagten alle, so gut und fleißig, so still und sanft. Ordentliches Gehalt, geregelte Arbeitszeit, perfekte Spermien für Diegos Zeugung. So lebten wir zwei Jahre, bis bei ihm Krebs diagnostiziert wurde und er binnen weniger Monate verfiel. Zack, aus dem Nichts, über Nacht: An einem Tag waren alle noch glücklich und am nächsten Tag traurig. Das Haus meines Großvaters wurde dunkel, oder zumindest kam es mir dunkler, schmutziger und mittelmäßiger vor. Ein gewöhnliches Haus, mit gewöhnlichen Großeltern und einer Mutter, die hässlich und dazu noch deprimiert war, und ich hatte niemanden zum Spielen, außer Diego, der mir am Rockzipfel hing.

An den Mann meiner Mutter kann ich mich so gut wie nicht erinnern, vielleicht an zwei oder drei Szenen, und das ist auch besser so. Das letzte Mal habe ich ihn im Haus seiner Eltern gesehen, meine Mutter hatte uns zu einem Besuch mitgenommen, ich blieb im Patio, und als ich ihn aus seinem Zimmer

kommen sah, war er nicht der Mann meiner Mutter, sondern das Gespenst des Mannes meiner Mutter. Das meine ich genauso, wörtlich. Das Gespenst. Ich wollte nicht zu ihm gehen und ihn begrüßen, weil es mich traurig machte, und ich wollte auch nicht, dass Diego hinaufging. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen. Man hat uns nicht mit zur Beerdigung genommen, man hat mir nicht einmal Bescheid gegeben. Ich habe es erst danach erfahren, als meine Mutter in das Haus meiner Großeltern zurückkehrte und sich ins Bett legte. Und Diego?, fragte ich. Willst du Diego denn nicht sehen? Doch meine Mutter sagte, nein, sie könne Diego nicht sehen, weil er das lebendige Abbild seines Vaters sei, und das stimmte. Fortan kümmerte sich meine Großmutter um Diego und mein Großvater sich um mich und wir gingen Bücher kaufen oder ins Kino. So war es fast jeden Tag, bis wir an einem Mittwoch mit unseren Nuss- und Vanilleshakes, den hundert Gramm Schokodrops und dem Obst der Woche vom Wochenmarkt kamen und in ihrem Zimmer weder sie noch ihre Sachen vorfanden. Auch Großmutterns Koffer fehlte. Sie ist weg!, sagte meine Großmutter mit derselben Wut, die mich befahl, als sie Jahre später nach Madrid abreiste. Dieses Miststück ist abgehauen und hat uns die Kinder dagelassen! Mein Großvater sagte, ich solle mit Diego Videos anschauen gehen, und wir setzten uns vor den Fernseher und sahen uns drei Mal denselben Film an, dann baten wir um einen anderen und sie legten uns einen neuen ein: Wir schauten ungefähr zwei Monate ununterbrochen Filme, bis die Schule anfang und wir uns allmählich daran gewöhnten, dass unsere Mutter fort war. Wie lange war sie weg, bis sie endgültig fortging? Ich erinnere mich nicht, so wie ich mich auch nicht an ihren Mann erinnere oder daran, wie ich damals war. Aber das ist auch unwichtig, denn ich war damals auf jeden Fall schon innerlich zerbrochen und hatte angefangen, meine Ohren auf Durchzug zu schalten.

Gerecht war das Leben noch nie gewesen. Nicht bei uns zuhause und nicht mit meiner Mutter, als sie noch alleinstehend war. Einmal in die Kissen gelegt und Volltreffer. Das erzählte meine Großmutter immer, offenbar glaubten sie, dass meine Mutter gleich beim ersten Mal schwanger wurde, denn natürlich würde keiner, der bei Verstand ist, mit ihr ein Kind haben wollen. Was ist passiert, wer war mein Vater? Naja, dein Vater, Großvater ist dein Vater, er

kümmert sich um dich, er ernährt dich, er bringt das Geld nach Hause, sagte meine Großmutter. Kein Wort über meinen Vater. Wer er war, wie er war, wie es dazu gekommen war. Ich weiß es nicht, sagte meine Großmutter und begann laut nachzudenken. Ich glaube, sie wurde vergewaltigt, so muss es gewesen sein, du kennst ja deine Mutter, sie sagt nichts, sie behält alles für sich und wenn man nachfragt, wird sie wütend. Aber ich glaube, dass sie vergewaltigt wurde, und die Arme glaubt, sie muss das alles mit sich allein ausmachen. Ich möchte ihr sagen, dass sie es rauslassen soll, das ist doch nichts Schlechtes, darüber zu reden, ich werde ihr zuhören. Aber was willst du ihr sagen?, fragte ich. Ich weiß es nicht, aber irgendetwas werde ich schon sagen, nicht? Du würdest sie umarmen, oder? Na klar würde ich sie umarmen und ihr sagen, schon gut, ich bin da, sie muss das nicht mit sich allein ausmachen, sie muss dich nicht hassen, sie muss nicht denken, dass dein Erzeuger und du eins seid. Vielleicht würde ich ihr das sagen. Würdest du sie fragen, ob sie meinen Vater kennt? Großmutter wurde wütend und fuchtelte in der Luft herum, wenn ich diese Frage stellte. Du dummes Ding, ich sage dir, dass sie vergewaltigt wurde, und das Einzige, was dich interessiert ist, wer dein Vater ist! Was macht es schon, dass du keinen Vater hast? Fehlt es dir an etwas? An Liebe, Zuneigung, Spielzeug, Essen? Warum willst du wissen, wer dein Vater ist, warum? Und ich senkte den Kopf, weil ich darauf keine Antwort wusste, nur dass ich es wissen wollte. Ich weiß nicht, was genau ich wissen will, aber ich will Bescheid wissen, sagte ich. Dann kehrte sie zum Thema zurück: Ich glaube, sie wurde vergewaltigt, so muss es gewesen sein, du kennst ja deine Mutter, sie sagt nichts, kein Sterbenswörtchen, sie wird nichts sagen, sie will einfach nicht. Als ich dreizehn war, und mein Vater es zuließ, dass die Kerle aus der Nachbarschaft mich vergewaltigten, sagte er, besser die Nachbarn als Unbekannte, und ich dachte, es wäre nichts geschehen, aber es war etwas geschehen, denn ich hatte vor allen Kerlen Angst und wollte keinen Mann an meiner Seite, aber dann kam dein Großvater und sagte, er würde mich mitnehmen, egal wie, und mein Vater willigte ein, und er sagte, ich solle mich nicht so anstellen, so schlimm sei das alles nicht, ich solle einsehen, dass das Leben ungerecht ist, und er machte mir zwei Töchter und einen Sohn. Ohne um Erlaubnis zu fragen, aber liebevoll. Ich liebe dich, sagte er, ich berühre dich, weil ich dich liebe, und ich weinte und sagte, ja, schon gut. Und

deshalb glaube ich, dass sie vergewaltigt wurde, aber deine Mutter sagt nichts, du siehst ja, dass sie sich nicht öffnet. Sie öffnet sich einfach nicht, und so ist das Leben: Mütter, die ihre misshandelten Töchter umarmen wollen, und misshandelte Töchter, die das nicht zulassen. Und ich dachte, dass Großmutter recht hatte, das Leben war ungerecht, aber es hatte keinem übel mitgespielt, zumindest nicht meiner Mutter, die sich nicht umarmen ließ und auch keinen umarmte. Übel mitgespielt hatte uns höchstens Diego, der sich nicht verabschiedete, der wusste, dass das Leben ungerecht war, aber nicht warten konnte, bis ich ihn umarmte. Man hat uns nicht vergewaltigt, Bruderherz, man hat uns nicht diese schrecklichen Dinge angetan, die in den Nachrichten kommen, wir wurden nicht geschlagen, wir sind nicht in diesen viral gehenden Videos aufgetaucht, in denen man Leute verunglimpft, aber wir sind seit jeher misshandelte Wesen und darin kommen wir denen am nächsten, denen wir angeblich ähnlich sein sollen.